Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 114 (1948)

Heft: 6

Artikel: Die Armee der Nachkriegszeit

Autor: Züblin, Albert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-21116

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

114. Jahrgang Nr. 6 Juni 1948

60. Jahrgang der Schweizerischen Monatschrift für Offiziere aller Waffen

ALLGEMEINE SCHWEIZERISCHE MILITÄRZEITSCHRIFT

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Adresse der Redaktion: Neuhausen am Rheinfall, Zentralstraße 142

Die Armee der Nachkriegszeit

Von Oberstlt. i. Gst. Albert Züblin

Wenn die Kanonen im Felde krachen

Seit dem Ende des Aktivdienstes sind die Kanonen in Vergessenheit geraten. Ihr Krachen hört man in theoretischen Kursen nicht. Erst die kombinierten Scharfschießübungen, welche dieses Jahr mit einem Teil der Auszugsregimenter durchgeführt werden, bringen sie wieder etwas in Erinnerung. Der Anteil der Kanonen im weitesten Sinne an unserer Ausbildung und Bewaffnung steht in einem Mißverhältnis zu ihrer wirklichen Bedeutung in der modernen Schlacht. Wir können die Tabellen irgendeiner ausländischen Heeresorganisation zur Hand nehmen, immer treffen wir dieselbe Erscheinung: nicht nur die herkömmliche Artillerie an sich ist zahlreich und feuerkräftig, sondern auch die übrigen Waffen sind mit Kanonen gespickt: die *Flugzeuge* tragen Kanonen, schießen Raketen und werfen Bomben, sie sind einstweilen noch die Massenartillerie des Fernkampfes, zum andern Teil übernehmen sie zusammen mit den *Panzern* die Aufgabe der *Massenartillerie des Nahkampfes;* auch die Infanterie selbst führt immer mehr Kanonen mit sich (Infanteriebegleitpanzer, Minenwerfer, Pak und Flabgeschütze, Infanteriekanonen usw.).

Unsere meist sehr infanteristisch-kavalleristisch aufgezogenen Übungen, bei denen zwar die obligate Artillerieabteilung als gern gesehener Gast mitwirkt, im übrigen aber die programmgemäße Abwicklung des Übungsverlaufes nicht stört, lassen sich vergleichen mit dem munteren Getummel

eines Ameisenhaufens, über dem der drohende Stecken eines bösen Buben lauert. Wehe, wenn der Stecken niedersaust – wenn die Kanonen der Flugzeuge, Panzer und Batterien krachen; dann wird die große Verwirrung, werden die schweren Verluste eintreten. Es ist nicht gut, wenn Kanonen, Bomben und Granaten in Vergessenheit geraten und wenn allzu viele Ameisen aus der «Karabiner-Perspektive» die Dinge des Krieges betrachten, Ameisen, die den Stecken nicht kennen, nicht sehen oder nicht sehen wollen.

Die Verpflichtung der Führung

Wenn im Nachfolgenden von Führung gesprochen wird, so sind darunter alle Instanzen verstanden, die kraft ihrer Stellung in der Armee, in der Verwaltung oder im Parlament sich in das Vorrecht und gleichzeitig in die Verantwortung teilen, über unsere Wehrbereitschaft zu bestimmen.

Im Frieden wird die Bedeutung der Führung verkannt. Man gibt sich darüber zuwenig Rechenschaft, daß die Vorbereitung des Krieges für einen reinen Defensivstaat wie den unsrigen mindestens ebenso schwierig, wenn nicht schwieriger ist als die Führung des Krieges selbst.

Im Kriege sieht sich die Führung zwar vor sehr schwierige, aber immerhin konkrete Aufgaben gestellt. Sie hat es mit einem bestimmten Gegner zu tun, sie kämpft gegen konkrete feindliche Streitkräfte und Waffen und kennt auch die eigenen Mittel. Die Führung ist entweder in der Lage, die gestellten Aufgaben zu meistern, oder sie erfüllt sie nicht; Erfolg und Mißerfolg sind augenfällig. Man erkennt die erfolgreichen Regierungsmänner und Generäle doch mehr an ihren Taten als an ihren Reden. Es bedarf auch keiner Anstrengung, um den Geführten begreiflich zu machen, was Krieg bedeutet, denn das ganze Volk erlebt den Krieg.

Im Frieden ist das anders. Das Interesse der Nation ist nicht auf ein einziges Ziel, auf das Bestehen im Kriege gerichtet, sondern auf mannigfache Werke und Annehmlichkeiten des Friedens zersplittert. Die Vorstellung vom Kriege fehlt oder ist mangelhaft. Ihre Mangelhaftigkeit wird gesteigert durch jene, die im Hinblick auf eine möglichst geringe Störung ihrer Werke und Annehmlichkeiten, bewußt oder unbewußt, wirklichkeitsfremde Theorien über den Krieg in die Welt setzen.

Der Führung fällt die schwere Verantwortung zu, dafür zu sorgen, daß trotz dem berechtigten Wunsch der Nation nach Frieden nichts unterbleibt, was zur Vorbereitung einer wirksamen Landesverteidigung notwendig ist. Alle rechten Bürger wollen ihrer Friedensbeschäftigung mit der Gewißheit nachgehen können, daß die von ihnen gewählten und besoldeten zivilen und militärischen Stellen mit vollem Einsatz dafür sorgen, daß ein aus-

brechender Krieg uns weder unvorbereitet noch schlecht vorbereitet treffen könnte. Die Verantwortlichen sollen beim Gedanken an eine heraufziehende Kriegsgefahr weder von leichtfertigem Optimismus noch von Panik befallen werden, sondern mit der Sicherheit und Ruhe eines Joffre sagen können: «S'il nous faut faire la guerre, eh bien, nous la ferons.»

Die militärische Führung darf sich im Frieden nicht mit der Kassandrarolle begnügen. Die Rolle des impotenten Mahners fällt denen zu, die keinen Anteil an der Führung haben. Die Führung hat die Pflicht, ihren Anteil an staatlicher Macht im Heer, in der Verwaltung und im Parlament zu *gebrauchen* und diejenigen Vorbereitungen zu treffen, die geeignet sind, einem möglichen Gegner die Lust zum Angriff zu nehmen oder, wenn es zum Kriege kommt, den Kampf so erfolgreich wie möglich zu gestalten.

Im bürgerlichen Leben wie bei der Beschäftigung mit den Dingen des Krieges zeigt sich immer das eine:

Wer Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten flieht, wird sie nie los, wird sie auch nie meistern, sondern wird von ihnen erdrückt. Die Flucht vor der ersten Schwierigkeit führt zur zweiten. Kraft und Lust, die zweite und die folgenden Schwierigkeiten zu überwinden, werden mit der schwindenden Selbstachtung und dem sinkenden Selbstvertrauen immer geringer; der Kämpfer verliert die Gewohnheit des Kampfes, der Reiter entwöhnt sich des Hindernisnehmens. Man sucht den ebenen Weg zu gehen, und um das Gewissen zu beruhigen, legt man sich eine passende Theorie zurecht.

Der Kriegsvorbereitung im Frieden stellen sich mannigfache Hindernisse in den Weg. Die meisten stehen auf einem goldenen Sockel. Einige der wichtigsten heißen: Ungnade der Wähler, Wahlbehörden und Vorgesetzten, Widerstand von Verwaltung, Parlament, Parteien, Gruppen, Interessenverbänden und Vereinen, Angriffe in der Presse usw.

Größe und Schwierigkeit der Hindernisse sind relativ, sie hängen im umgekehrten Verhältnis vom Mut der Reiter ab. Vielfach bestehen sie sogar mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit.

Der bequeme Weg besteht meistens im Festhalten am alten, denn wer will die Führung tadeln, wenn sie sich der Weisheit der im Amte Vorangegangenen anschließt, selbst dann noch, wenn die Entwicklung jene Weisheit schon lange in ihr Gegenteil verkehrt hat?

Beschwichtigungstheorien sind nicht schwer zu finden. Zurzeit ragen zwei davon ganz besonders hervor. Die eine ist eine alte Bekannte: sie bemüht sich, eine dem eigenen Ungenügen angepaßte Eigenart und Eigengesetzlichkeit der spezifisch «schweizerischen Kriegsführung» zu lehren; die andere hat einen neuen Ausweg gefunden, um nichts tun zu müssen: sie beruft sich auf die mangelnde «Gesamtkonzeption».

Wohlabgewogene Reden und gutgemeinte Zeitungsberichte helfen mit, die Beruhigung beinahe zum Wohlbehagen zu steigern; zwischen diesem und extremem Defaitismus, um nicht zu sagen Panik vor Atom- und Fernkampfwaffen schwanken nicht wenige hin und her, je nachdem sich der politische Horizont verdüstert oder aufhellt.

Die nervenaufreibende, wenig Ruhm, aber viel Arbeit verheißende Aufgabe der Führung im Frieden ist es, *die Hindernisse zu nehmen*. Ob dabei Reiter stürzen und Kämpfer fallen, ist Nebensache. Nur wenn die wirklichen und vermeintlichen Hindernisse *im Frieden* genommen werden, wird sich die Führung im Kriege nicht vor unlösbare Aufgaben gestellt sehen, wird der Soldat nicht ein nutzloses Opfer bringen oder zusammen mit den zu Hause Gebliebenen nur vor der Wahl zwischen Tod oder Knechtschaft stehen.

Die heute selbst dem Einfältigsten mögliche Erkenntnis, daß die schrankenlos ersehnte und ausgeübte Macht, die brutale Gewalt, das eigentliche Übelwollen und der Haß unseren Frieden bedrohen, erleichtert der Führung ihre Aufgabe heute in weit höherem Maße, als dies nach dem ersten Weltkrieg der Fall war. Die entnervenden Friedensschalmeien tönen zwar auch heute noch, aber so falsch und trügerisch, daß selbst die Friedfertigsten den Betrug im Gesang entdecken.

Haben wir etwas gelernt?

Wenn man die Armee als Ganzes betrachtet, ist man nicht geneigt, die Frage zu bejahen. Erst bei näherer Unterscheidung erkennt man, daß das an sich düstere Bild auch einige hellere Partien aufweist.

Zunächst muß man sich darüber Rechenschaft ablegen, daß es zwei Armeen gibt. Die eine, die wirkliche, die lebendige, lebt vor allem in den Köpfen und Herzen der Hunderttausende von Männern, die zur Armee gehören. Sie äußert sich vor allem in dem, was diese Männer im Dienst, in Schulen und Kursen leisten, was sie außer Dienst fühlen und denken. Die andere ist die Armee, wie sie uns in Reden und Zeitungen erscheint, meist nur ein Bild, das wenige Dutzend Publizisten (gewöhnlich dieselben) malen, und das sich nicht selten von der Vorlage ebensosehr entfernt wie das publizistische Bild der «öffentlichen Meinung» von dem in Wahlen und Abstimmungen zutage tretenden wirklichen Volkswillen.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß nur ein bescheidener Teil der auf dem Papier existierenden Armee, nur etwa sieben Zwölftel des Auszuges jährlich zum Dienst einberufen werden und daß große Teile der Armee, besonders Landwehr und Landsturm, ohne von den Hilfsdiensten und Ortswehren überhaupt sprechen zu wollen, den Militärdienst im wesent-

lichen nur aus der Erinnerung an frühere Dienste und aus dem, was sie in den Zeitungen darüber lesen, kennen. Wir müssen deshalb diese im Frieden eine sehr große Rolle spielende Publizistik in unsere Betrachtungen einbeziehen.

So gibt denn die Betrachtung einen zwiespältigen Eindruck.

Was in der *ganzen* Armee heute noch als wirklich großes Positivum des Aktivdienstes zu verzeichnen ist, ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit des *persönlichen Einsatzes*. Es wird Sache der Führung sein, sorgfältig darüber zu wachen, daß in den besseren Bedingungen der Friedensdienste diese Auffassung nicht verblaßt und daß sie auch in den zahlreichen bestehenden und neugebildeten Stäben (Territorialstäben) lebendig bleibt. Die Verweichlichung einer Armee beginnt in den Stäben, Küchen und Kompagniebureaux und in den Staffeln der rückwärtigen Dienste. Diese und die Stäbe brauchen moralisch mehr Nahkampfausbildung und «Camping» als die kombattante Truppe.

Sieht man von diesem heute noch erfreulichen Plus ab, so scheint aus der Kriegs- und Aktivdienstzeit mit ihrem großen Reichtum an Erfahrungen für unsere Armee wenig wertvolle Erkenntnis resultiert zu haben. Dort, wo die Erkenntnis noch vorhanden wäre, fehlt es an Kraft oder Macht, den Fortschritt auch praktisch zu verwirklichen.

Die überragende Bedeutung der Luftwaffe für den Defensivstaat, vorab der Jagdluftwaffe, war 1940/41 jedem Kinde geläufig. Verschiedene, teils einflußreiche Nachkriegstheoretiker stellen diese fundamentale Wahrheit für unsere Armee in Abrede. Statt aus der Kriegserfahrung den einzig möglichen Schluß zu ziehen, daß wir eher eine *überdotierte* Jagdluftwaffe brauchen, wird ausgerechnet, wir würden in der Luft doch immer in der Minderzahl bleiben. Es wird gesagt, der Feind werde seine Anstrengungen auf unsere Luftwaffe konzentrieren und sie in den ersten zwei Kriegstagen vernichten. Wer so argumentieren will, kann ebensogut für die Abschaffung des Landheeres eintreten, denn dieses hat keine Chance, ein günstigeres Zahlenverhältnis anzutreffen. Das wäre nur die logische Konsequenz des *Zahlendefaitismus,* der von jeder Großmacht in den Dienst ihrer Einschüchterungspropaganda gestellt wird. Dabei vergessen aber diese Theoretiker die Unwahrscheinlichkeit des unbegrenzten Einsatzes eines möglichen Gegners. Ein stärkerer Gegner wird noch andere Sorgen als die Eroberung der Schweiz oder den Durchmarsch durch sie haben, Sorgen, die sich auf Dutzende von Fronten erstrecken werden. Was er dann noch für einen Einsatz uns gegenüber erübrigen kann, wird zwar immer noch imponierend sein, aber nicht derart erdrückend, daß nicht eine tapfere und gut ausgerüstete eigene Luftwaffe Aussicht hätte (wie die RAF im Kampf um England und

um das kleine Malta), dem Gegner so empfindliche Verluste zuzufügen, daß sein Einsatz erlahmt oder ihm zum vorneherein unrentabel erscheint.

Das Nebelschießen der Luftdefaitisten hat zwar nicht zu einer Paralysierung der Führung geführt, aber immerhin zu einem bedauerlichen Kompromiß. Die schon bescheidene Zahl der anzuschaffenden modernen Typen ist noch mehr herabgesetzt worden.

Auch in der Kriegsführung zu Lande haben wir die Lehren des Krieges nicht beherzigt und nicht die notwendigen Rückschlüsse für die Bewaffnung und Organisation gezogen.

Morgarten und Sempach sind Trumpf. Den Panzer vergleicht man dem gepanzerten Ritter der Österreicher, unsere Infanteristen den Hallpartieren der Eidgenossen. Warum? Weil man die *Kanone* im Panzer nicht sieht. Der Vergleich ist bedenklich. Würden im Panzer nur Infanteristen sitzen mit Karabinern, Lmg., MP, dann könnte man ihn gelten lassen. Das ist aber nicht der Fall: mit dem Panzer fährt die feindliche Artillerie mitten in unsere Infanterie hinein und wütet mit ihren Granaten in unsern Reihen herum. Nicht unsere Ahnen von Sempach und Morgarten müßten wir zu Zeugen aufrufen, sondern jene von Marignano und Bicocca, jene besten Infanteristen der Welt, die mit ihren Leibern und ihrer Tapferkeit den weiter reichenden und tödlicher treffenden Geschützen nicht beizukommen vermochten.

Es wird auch uns nicht anders gehen, wenn wir nicht umzustellen vermögen.

Statt dessen «machen wir in Nahkampf und nächtlichen Überfällen», wir führen Jagdkrieg und überraschen jeden Gegner. Die Wahrscheinlichkeit, daß Panzer und Motorisierte eher Aussicht haben, unsere 4 km/h-Infanterie zu überraschen, veranlaßt uns nicht, zu versuchen, an Geschwindigkeit aufzuholen und wenigstens teilweise zur Motorisierung und Mechanisierung der Infanterie überzugehen.

Aus der Not wird eine Tugend. Weil man die Kanonen im Frieden weder sieht noch hört, die Verluste nicht erleidet, kann man getrost die trügerische Theorie des «beweglichen» und alles leistenden Infanteristen aufstellen, dieselbe Beweglichkeitslehre, die vor dem italienischen Feldzug in Abessinien über die Heere des Negus in Umlauf gesetzt wurde.

Als Allerweltsmittel unserer Taktik hört man «scharfe» Angriffe von Einheiten, Zügen und sogar Gruppen in Flanke und Rücken des Gegners preisen, man hört und staunt über den Einsatz von Kavallerie gegen Luftlandetruppen, man hört von «Schock»-Kavallerie und spricht davon, Pferde und Dragoner möglichst klein und beweglich auszusuchen. Die gegnerischen Granaten werden sich kaum um das Stockmaß der Pferde und das

Gewicht der Reiter kümmern. In einem derart ungleichen Kampf wird höchstens noch die Größe und Tapferkeit der Herzen gemessen werden!

Dies alles geschieht, nachdem wir sechs Jahre lang Gelegenheit hatten, einem Anschauungsunterricht ohnegleichen beizuwohnen. Was hätten wir wohl damals, anfangs Juni 1940, als wir mit bebendem Herzen den Zusammenbruch der französischen Armee verfolgten, gedacht, wenn man uns gesagt hätte, daß man sich acht Jahre später bei uns allen Ernstes damit beschäftigen werde, *für den Krieg* größere oder kleinere Reiter und Pferde auszusuchen?

Da ist wenigstens die Artillerie zu loben. Sie stellt in aller Stille ihre antiquierten Feuerschlünde und Bespannungen auf leistungsfähige Geschütze und Motoren um, studiert an den Raketen und hat alle Aussicht – wenn man ihr Zeit läßt –, ihre Aufgabe in Zukunft erfüllen zu können.

Warum helfen wir der Infanterie nicht? Warum werden keine Panzertruppen aufgestellt? Seit wann erwarten die Schweizer das Heil und den Erfolg im Kriege von neuen Reglementen und Uniformen? Beschäftigen wir uns nicht mit Unwesentlichem, weil wir vor der Umstellung im Wesentlichen zurückweichen? Sind wir zu kleinmütig, um noch Erfolg zu wollen, oder fehlt es an der «Gesamtkonzeption»?

(Fortsetzung folgt)

Wir sollen Panzer anschaffen

Von Oberstlt. i. Gst. E. Wehrli

Oberstlt. i. Gst. *A. Ernst* hat in einem beachtenswerten Artikel «*Sollen wir Panzer anschaffen?*» in der Februar-Nummer diese Frage verneint. Ihr kommt, wie Oberst Uhlmann in seiner Einführung («Notwendige Aussprache») betonte, größte Bedeutung zu. Es sei deshalb gestattet, darauf zurückzukommen.

Es besteht wohl Einigkeit darüber, daß die Schweiz eine operative Panzerwaffe nicht braucht, weil sie gar keine großen und weittragenden Offensivaktionen führen kann und will. Was wir aber benötigen, ist eine Ausrüstung unserer Heereseinheiten mit einer Waffe, die den feindlichen Panzer wirksam und auf normale Gefechtsentfernungen bekämpfen kann. Außerdem braucht unsere *Infanterie eine Unterstützungswaffe,* die beweglich genug ist, um rechtzeitig eingesetzt werden zu können, und die schwer genug ist, um im modernen Kampf überhaupt entscheidend eingreifen zu können.

Die *Abwehr feindlicher Panzer* erfordert zunächst einmal eine Kanone, denn nur sie ist imstande, auf 500 bis 1000 Meter einen feindlichen Panzer